



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

durchweg eine bessere Ausbildung genießen, und so würde damit zum Teil auch die vielumstrittne Schulfrage, deren Lösung wesentlich mit auf diesem Gebiete liegt, erledigt werden. Aber nicht nur für die staatlichen Berufe würde die neue Einrichtung von Wichtigkeit sein, auch Privatleute, die auf Staatsprüfungen wenig Wert legen und ihre Beamten nach andern Rücksichten als der Staat auswählen, müßte an einem Nachweis über Studien auf bestimmten Gebieten viel gelegen sein. Die Auswahl der Zeugnisse würde bei ihnen wahrscheinlich eine andre, die Zeugnisse selbst aber könnten ihnen unmöglich gleichgiltig sein. Wie das ganze Studium, so würde auch das Examen eine in gutem Sinne freiere, weniger bürokratische, mehr dem gesamt nationalen Leben und der Mannichfaltigkeit seiner Bedürfnisse gerecht werdende Form gewinnen.



## Leipziger Pasquillanten des achtzehnten Jahrhunderts

**F**ür die Aufgabe der Presse, an unsern gesellschaftlichen Zuständen Kritik zu üben, eine Aufgabe, die, wenn sie freimütig (ohne Furcht), ehrlich (ohne Heuchelei) und anständig (ohne Klatsch- und Ständalsucht) geübt wird, was alles gleich selten geschieht, zu ihren wichtigsten und dankbarsten Aufgaben gehört, war in der Tagespresse früherer Zeiten wenig oder kein Raum. Wer z. B. am Ende des vorigen oder zu Anfang dieses Jahrhunderts gesellschaftliche Mißstände Leipzigs in der Presse geißeln wollte, schickte — wie es ja auch heute noch zuweilen geschieht — Mitteilungen in auswärtige, etwa in Hamburgische Blätter, die in Leipzig gelesen wurden; aber in den Zeitungen der eignen Stadt war über solche Dinge nichts zu finden. Das verhinderte schon die Zensur, der jede Zeitungsnummer vor dem Druck vorgelegt werden mußte. In den dreißiger und vierziger Jahren dieses Jahrhunderts, als die Bewegung für die Pressefreiheit begann und die Zeitungen anfangen, ihren Stoffkreis immer mehr zu erweitern und einen keckern Ton anzuschlagen, änderte sich das schnell. Nicht bloß der redaktionelle Teil der Zeitungen brachte nun immer öfter Mitteilungen und Urteile über das gesellschaftliche Leben — unter anderm begann damals die gewerbmäßige Konzert- und Theaterschreiberei, die jetzt zu einer solchen Landplage ausgeartet ist —, es kam auch die Unsitte auf, kleine höhnische oder spöttische Bemerkungen als bezahlte Inserate in die Zeitungen zu bringen; die Redaktionen druckten sie ab und thaten, als ob sie keine Ahnung hätten, auf wen oder was sich die Inserate bezögen, wenn auch die Zustände, Vorgänge oder Personen, auf die sie anspielten, stadtbekannt waren. Im Leipziger Tageblatt hat dieser

Inseratenteil noch in den sechziger Jahren bestanden; der Volksmund nannte ihn die Eselswiese. Heute würde die Aufnahme solcher Inserate wohl überall für äußerst unanständig gelten. Dafür behandelt aber jetzt der redaktionelle Teil vieler Zeitungen gesellschaftliche Zustände und Vorgänge, auch solche von privatester Natur, auf eine Weise, die von den drei eingangs geforderten Tugenden oft sehr viel vermissen läßt.

Im vorigen Jahrhundert besorgten dieses Geschäft der Kritik die sogenannten moralischen Wochenchriften. Wie manchemal waren da die Züge zu einem scheinbar ganz allgemein gehaltenen Charakterbilde oder zu der Schilderung einer gerade in Blüte stehenden Modenarrheit so deutlich dem Leben entlehnt, daß sich Personen meldeten und sich beschwerten, weil sie sich getroffen fühlten! In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, als die moralischen Wochenchriften aus der Mode kamen, mußten sich solche Schilderungen in besondere Bücher und Broschüren flüchten, die in den verschiedensten Darstellungsformen erschienen, als Gespräche, als Briefe, sogar als Wörterbücher, die aber von denen, die daran Anstoß nahmen, alle mit dem bösen Worte Pasquill bezeichnet wurden. Solche Pasquille werden wohl damals über alle größern Städte Deutschlands geschrieben worden sein; aber besonders zahlreich erschienen sie über Leipzig. Schon wieder so ein Ding von und für Leipzig? beginnt die Vorrede zu „Leipzig im Profil“ (1799), einem Buche, das selber zu dieser Klasse von Schriften gehört. In der That, wohl keine deutsche Stadt hat eine solche Menge von Pasquilllitteratur über sich ergehen lassen müssen, wie Leipzig im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts; die Stadt war damals ein wahrer Sumpfboden für solche Erzeugnisse.

Über die Ursache dieser Fruchtbarkeit kann kein Zweifel sein: sie liegt in der eigentümlichen Verbindung des Buchhandels und der Universität in Leipzig. Die Universität lieferte die Verfasser, meist verbummelte Studenten, deren ganzes Studium darin bestanden hatte, das Leben der Stadt in allen Schichten, vor allen Dingen natürlich unten, aber so weit es möglich war, auch oben kennen zu lernen; und im Buchhandel fanden sich immer wagehalsige Leute, mitunter ebenfalls verkommene Academici, die solche Erzeugnisse ohne Zensur drucken ließen und vertrieben, auf die Gefahr hin, eingesperrt und zu hohen Geldstrafen verurteilt zu werden. Denn wenn ein solches Machwerk Anstoß erregte, so wurde auf Verfasser, Drucker und Verleger von der „Bücherkommission“ gefahndet, der litterarischen Polizeibehörde, die schon seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Leipzig bestand, aus dem Räte der Stadt und einem Universitätsprofessor zusammengesetzt war und zum ausführenden Beamten einen „Bücherinspektor“ hatte.\*) War das litterarische Vergehen be-

\*) Dieser Bücherinspektor war eine verhaßte Person, man suchte ihn zu hintergehen und zu ärgern, wie und wo man nur konnte. Als im Januar 1789 in der Waltherschen Buchhandlung (Walther und Pott) das Lustspiel konfisziert werden sollte, das Barth in Halle gegen

sonders schlimm, so wurde die Sache von der Bücherkommission gar an das Stadtgericht abgegeben. Wehe dann den Schuldigen!

Da solche Pasquilllitteratur immer auf Käufer rechnen konnte, so ist es kein Wunder, daß dabei auch mancher Schwindel getrieben wurde. Man suchte das Publikum zu ködern, indem man den Namen Leipzig auch in dem Titel von Schriften anbrachte, in denen von Leipzig gar nicht oder so gut wie gar nicht die Rede war. So würde sich z. B. jeder getäuscht sehen, der Schriften, wie die vom Jahre 1788: Briefe eines reisenden Handlungsbedienten über Leipzig, Hamburg und Lübeck, oder die von 1798: Verteidigung der Leipziger Damen. Von Henriette \*\*\* zur Hand nehmen wollte in der Hoffnung, darin etwas besondres über das damalige Leipzig zu finden. Auch die Galanterien von Leipzig, 1799 erschienen, angeblich in Hamburg in der „Buchhandlung der Verlagsgesellschaft,“ haben keine wirkliche Lokalfarbe. Wenn auch noch so oft darin vom Rosenthal die Rede ist und gelegentlich auch von andern Zufluchtsorten verliebter Pärchen, und wenn auch hie und da bestimmte Persönlichkeiten genannt sind, so passen doch die Bilder und Schilderungen des Buches sicherlich auf alle damaligen größern deutschen Städte. Neben solcher Schwindelware steht aber doch eine ganze Reihe von Schriften, die für die geistigen und sittlichen Zustände Leipzigs im achtzehnten Jahrhundert eine wichtige Quelle sind. Mögen auch die Verfasser zum Teil recht untergeordnete Burschen gewesen sein, mag auch vieles von dem, was sie anführen, auf bloßem Klatsch beruhen, manches übertrieben, manches auf bloße Lust am Skandal und an Schlußfrigkeiten zurückzuführen sein, so bleibt doch immer noch genug übrig, was man als der Wahrheit entsprechend ansehen darf, um so mehr, als das Wesentliche davon bei allen unabhängig von einander wiederkehrt. Manche dieser Schriften verdienen heute neu gedruckt zu werden,\*) nicht bloß weil sie mit der Zeit große Seltenheiten geworden sind, die im antiquarischen Verkehr von Liebhabern mit hohen Preisen bezahlt werden, sondern weil auch vieles von ihrem Inhalt in ganz merkwürdiger Weise — soll man sagen noch oder wieder? — auf unsre heutigen *fin-de-siècle*-Zustände paßt. Jedenfalls werden einige nähere Mitteilungen über diese Litteratur und aus ihr willkommen sein. Wo es die Verfasser mit der Bücherkommission oder gar dem Gericht zu thun bekamen, können die Vorgänge als typisch für solche

das Wöllnersche Religionsedikt veröffentlicht hatte, schrieb Pott an Barth: „Gestern Abend haben sie uns das Lustspiel konfisziert, aber einen Quark gefunden. Der Bücherinspektor ärgerte sich, da er nichts fand, und die Buchhändler gaben recht Acht, ob er nebst seinen Helfern mit gefüllten Händen fortgehen würde. Wo er vorbeikam, riefen sie ihm zu: Wer die beiden erwischen will, muß früher aufstehen! Er wurde überall ausgelacht.“

\*) Und zwar in guten, sorgfältigen Ausgaben, denn die Originale sind meist lächerlich gedruckt und voller Fehler, bei der Hast und Heimlichkeit, mit der sie hergestellt wurden, kein Wunder.

Fälle betrachtet werden, sodaß diese Mittheilungen zugleich einen Beitrag zur Geschichte des Preßwesens bilden.

Schon in den Jahren 1750 und 1751 erschien in Leipzig eine ganze Reihe kleiner Pasquille in der damals beliebten Gesprächsform. Im Februar 1750 war im Kurfürstentum Sachsen noch einmal eine Kleiderordnung erlassen worden, der letzte ohnmächtige Versuch dieser Art, dem Kleiderluxus zu steuern und zugleich die einheimische Industrie zu schützen — ausländischer Zitz und Rattun sollte binnen zwei Jahren ganz abgeschafft sein. Unmittelbar darauf erschien noch ein Mandat gegen den übermäßigen Trauerluxus. Über beide Verordnungen wehklagten vor allem die Dienftboten; sie sollten in Zukunft zu ihrer Kleidung schlechterdings nur inländisches Wollen- und Leinenzeug, höchstens Halbseide nehmen, „Fischbein- oder Steifröcke“ zu tragen wurde ihnen ganz untersagt, auch wurde verboten, ihnen bei Todesfällen im Hause Trauerkleider zu geben. An diese Verordnungen knüpfen folgende Pasquille an: 1. Das mit Leid und Klagen angefüllte Gespräch zweier Leipziger Jungemägde Hannegen und Liesgen über die Ablegung des commoden und fast unentbehrlichen Reifen-Rocks. 2. Zweites Gespräch von den Leipziger Jungemägden, darinnen sich das über die Ablegung der Reifen-Röcke bei den Mägden höchst vergnügte Mäthher-Mädgen Henriettgen gegen eine gewesene Jungemagd Vorgen ungemein kügelt. 3. Das mit Leid und Klagen angefüllte Gespräch zweier Leipziger Ammen, als einer bei vornehmen und einer bei gemeinen Leuten dienenden Amme, über den zu tragen verbotenen Zitz und Cattun. 4. Das mit Leid und Klagen angefüllte Gespräch zweier Leipziger Köchin (so!), als: einer Doctors- und einer Kaufmanns-Köchin, über die bei denen Herrschaften zeithero gewöhnlich gewesen, nunmehr aber gänzlich abgeschafften Mägde-Trauer. 5. Das mit Leid und Klagen angefüllte Gespräch zweier Leipziger Muhmen, als: einer Franzosen- und einer Teutschen Muhme, über das ehemals gewöhnliche, nun aber ziemlich stark geminderte Gesinde-Lohn. 6. Gespräch zwischen zweien nach dem Rosenthal gehenden verliebten Mädgens, welche sich über die elenden und nahrlosen Zeiten beklagen. Diese Gespräche, sämtlich aus je einem Druckbogen in Quart bestehend, in kleinen Winkeldruckereien gedruckt, ein, zwei, auch drei Riez von jedem, wurden namentlich von den kleinen Buchhändlern verkauft, die unterm Rathause oder auch in Marktbuden saßen und mit Kalendern und andern „gedruckten Sachen“ handelten, sie wurden aber auch von Zungen in der Stadt herumgetragen. Sie müssen guten Absatz gefunden haben, denn es lohnte sich, noch weitere Bogen nachzusenden, und so erschienen noch in rascher Folge: 7. Gespräch einer über den Verlust der Reifen-Röcke leidtragenden Jungemagd namens Mariechen mit einem Trödelmann, Herr Wohlseil, über die unglücklichen Heirathen. 8. Entwurf derjenigen lustigen Reden, welche Griethgen und Käthgen, zwei verliebte Milchmädgen, in einer gewissen Stadt und Lande mit einander geführt haben. 9. Curioses Gespräche zwischen Char-

lottgen, einer Cortesieschwester, und Monsieur Aventurier, einem fremden Passagier, welches im Gasthose zum silbernen Tobacks-Röhrgen genannt gehalten worden. 10. Verianders mit allerhand lustigen Erzählungen angefüllte Gespräche des schlauen Friedrichs eines Rauffmanns-Zungen mit Mammfell Blondingen, seines Dieners Monsieur Tuschurattretts jeziger Scharmante auf dem Wege nach dem Schönen Sonnen-Adler vor den Peters-Thore. 11.) Allen artigen Mädgen und hübschen Büßgen [Bübchen] zum Zeitvertreib, Nuß und Nachsinnen entworffenes Gespräch im Reiche der Todten zwischen Adam und Eva, unsern ersten Eltern, und einem neumodischen Galanthomme. 12. Die geschäftigen Batsch-Händgens-Weiber, Gleich und gleich gesellt sich gerne. 13. Die listigen Kuppel-Weiber, zwei treuherzige Schwestern.\*)

Die meisten dieser Gespräche, wahrscheinlich alle, hatte ein Subalternbeamter des Leipziger Rats (!) verfaßt, der Thorschreibermeßgehilfe Christian Heinrich Linke. Obwohl sie, wie man schon aus den Titeln vermuten kann, ziemlich derb waren, konnte ihm doch die Bücherkommission nicht an den Kragen, denn er konnte die Manuskripte vorlegen und beweisen, daß sie alle ordnungsmäßig zensirt worden waren: unter die einen hatte Professor Knapp, unter die andern Professor Christ sein Vidi gesetzt. Es blieb also nichts weiter übrig, als ihm mit Amtsentsetzung zu drohen, wenn er wieder „dergleichen schlechte Gespräche und abgeschmackte Scartequen“ drucken lassen würde. Er behauptete aber, er könne „außer denen Messen keine Gelegenheit ausfindig machen, als diese einzige Art, etwas zu verdienen,“ es erschienen auch viele andre Schriften, die „vielleicht noch weniger als die seinen Nutzen schafften“ und doch geduldet würden.

Das Urteil des Rates über diese Gespräche ist nicht zu hart. Der Verfasser ist sich zwar über die Bedingungen, unter denen ein Dialog entsteht, vollkommen klar gewesen; er läßt fast immer zwei Personen, die in einem gewissen Gegensatz zu einander stehen, ihre Erfahrungen und Ansichten austauschen. Aber der Inhalt ist doch meist ohne Wit, er ist fast nur schlüpfrig und gemein. Auch die Mundart ist ungeschickt wiedergegeben. Dennoch läßt sich manches über die gesellschaftlichen und sittlichen Zustände des damaligen Leipzigs aus ihnen entnehmen, und die Sprache ist reich an Wörtern und Redensarten aus der Umgangssprache des niedrigen Volkes, von denen manche noch heute genau so erhalten, viele aber doch auch verloren gegangen sind. Ausgezeichnet, vielleicht das Beste dieser Art, ist die ausführliche, mehr als zwei Quartseiten füllende Antwort, die in dem 11. Stück der Galanthomme dem ersten Elternpaar auf seine Frage giebt: Was heißt denn Galanterie, was ist denn galant? Das Ganze läßt sich hier nicht mitteilen, der wichtigere Teil ist natürlich der zweite, sachliche; der erste, sprachliche lautet:

\*) Die Schriften sind sämtlich wie auch alle weitem hier noch zu behandelnden Bücher auf der Leipziger Stadtbibliothek.

Was heuer galant ist, das heißt übers Jahr altmodisch. Die Galanterie in Kleidern ist gar nicht zu determiniren. Kurz aber davon zu reden, heißt es nichts anders, als alle neue Moden mitzumachen, und dieses so oft als etwas neues aufkommt. Jedermann suchet galant zu sein. Gemeinlich hält man denjenigen vor galant, der heut zu Tage halb teutsch, halb französisch redet, und weil dieses in der teutschen Welt ungemein eingerissen ist, so giebt man auf den Discours derer Menschen genau Achtung. Redet einer rein und unverfälscht teutsch, so hält man ihn vor einen guten, einfältigen Menschen; kann aber derselbige mit französischen Brocken um sich werfen, ei Fickermant! das heißt galant. Hat eine Jungemagd eine Galanterie liebende Herrschaft, so muß sie, will sie anders lange in Diensten bleiben und beliebt sein, teutsch-französisch parliren lernen. Frau, Jungfer, mein Herr, das ist vor sie zu gemein. Sie muß Madame, Mademoiselle, Monsieur sprechen. Gott behüte Sie, guten Morgen, Ihre Dienerin, das sind alte Redensarten. Die neuen heißen Adieu, bon jour, Votre Servante. Es muß alles französisch heißen: Ragout, Fricassee, Carmenade [Carbonade], Boeuf à la mode. So heißt eine solche halb französische Magd alsdenn eine galante Servante. Die Bauern auf den Dörfern bedienen sich jezo dieser galanten Manier und geben zum Teil erfahrene Teutsch-Franzosen ab. Wenn der Bauer von seinen Ochsen weggeheth, so spricht er zu ihnen: Adieu, da hört man mit Servotoeren [Serviteuren] um sich schmeißen, da ist alles unter denen Menschen, was ihnen gefällt, galant, charmant, wiewohl auch der Mißbrauch dermaßen stark eingerissen, daß man fast nicht mehr weiß, was seiner Natur nach in der That galant zu nennen. Galant, charmant, honett, hübsch, fein, schmuck, lieblich, admirable, prächtig, excellent, magnifique, englisch, ausnehmend, extraordinaire, vortrefflich, flink, manierlich, complaisant, herrlich, kostbar heißt mit einem Wort summa summarum nach dem Gout der heutigen Welt: galant.

In der Zeit des siebenjährigen Krieges ist nichts von ähnlicher Litteratur über Leipzig erschienen. Der Krieg und die zahllosen Flugschriften, die er erzeugte, hätten auch nichts dergleichen aufkommen lassen. Aber wenige Jahre nach dem Kriege wagte sich wieder ein Pasquill hervor, und diesmal ein ziemlich umfangliches: die Monatschrift, die 1768 unter dem Titel erschien: Leipzig nach der Moral beschrieben von Baron von Ehrenhausen. Als Druckort ist Eleutheropolis (Freistadt) genannt, erschienen sind sechs Hefte (Stücke, wie man damals sagte). Das Ganze kam dann noch einmal 1769 in Buchform heraus mit einem „Allgemeinen Vorbericht“ und unter dem veränderten Titel: Das nach der Moral beschriebene Galante Leipzig in den seltsamen Begebenheiten des Barons von E. . . und seines Hofmeisters (430 Seiten 8°). Die Fortsetzung unterblieb wohl, weil dem Verfasser allmählich der Stoff ausging, und infolge dessen auch die Käufer wegblieben. Denn verboten worden scheint das Buch nicht zu sein, dazu war es zu harmlos.

Der Verfasser erzählt, wie er als Student mit seinem Hofmeister die Universität Leipzig bezieht und nun allmählich in das Leben und Treiben der Stadt eingeführt wird. Irgend ein Plan herrscht nicht in der Erzählung. Bald sind es Häuser und Familien, bald öffentliche Orte, wohin der Hofmeister seinen Schützling begleitet. Sie besuchen zusammen Kaffeehäuser und Kaffeegärten, Bälle, die Promenade, den Reitstall, den Fechtboden, Collegien und

Disputationen, das Theater, den Gottesdienst, die Messe mit ihren unzähligen Sehenswürdigkeiten, allerhand Volksbelustigungen, wie das Mämerschießen, das Fischerstechen, die Vogelwiese und die Kletterstange, auch Vergnügungsorte außerhalb der Stadt, und überall kommen sie mit merkwürdigen Personen in Berührung, die ebenfalls eingehend beschrieben werden. Gelegentlich werden auch städtische Einrichtungen, Universitätsgebräuche, gesellschaftliche Sitten geschildert. Aber alle Personen erscheinen unter erdichteten Namen von jener Art, wie sie in den moralischen Wochenschriften und in den Komödien jener Zeit üblich waren (der Hofmeister heißt Herr Bollweis, ein Kaufmann Herr Theuerwaar, der Fechtmeister Herr Stöbel, ein feiger Student Herr Dhnemuth), und selbst Orte und Personen, über die gar kein Zweifel sein konnte, wie Auerbachs Hof, der Glanzpunkt der Leipziger Messen, Quandts Hof auf der Nikolaisstraße mit seinem kleinen Komödienhause, die Kochsche Schauspielertruppe, die darin spielte, werden mit andern Namen belegt: Edimbachs Hof, Niechers Haus, die Spielenbergerische Gesellschaft usw. Auch sonst erinnert das Buch in seiner ganzen Art noch an die moralischen Wochenschriften. Obwohl unzweifelhaft oft ganz bestimmte Personen „angestochen“ sind, schillern doch die meisten Figuren so zwischen Typen und wirklichen Persönlichkeiten, daß niemand dem Verfasser etwas anhaben konnte, und ebenso vorsichtig ist der Ton des Buches, der zwar nicht durchweg, aber doch meistens festgehalten wird: der Ton ironischer Bewunderung. Die Darstellung ist breit und voller Abschweifungen, man sieht deutlich das Bestreben des Verfassers, die Hefte zu füllen; die Sprache ist noch ganz die breitspurige, weitschweifige der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — zwanzig Jahre später schrieb man ein Deutsch, das wie durch ein Jahrhundert davon getrennt erscheint. Dennoch ist das Buch für die damaligen gesellschaftlichen Zustände Leipzigs eine wichtige Quelle. Ein besonderes Interesse gewinnt es noch dadurch, daß die geschilderte Zeit mit Goethes Leipziger Studentenjahren zusammenfällt. Goethe war vom Oktober 1765 bis zum August 1768 in Leipzig, am 10. Oktober 1766 wurde das neue Theater auf der Ranstädter Bastei eröffnet. Das „Galante Leipzig“ schildert noch die Schaubühne in Quandts Hof; „ist befindet sie sich an einem andern Orte, und ich werde Gelegenheit finden, ein andermal davon ausführlicher zu handeln“ heißt es Seite 43. Die ganze Schilderung paßt also etwa auf die Mitte der sechziger Jahre, ohne daß deshalb späteres ganz ausgeschlossen wäre; so bezieht sich die Erwähnung eines Studentenumulks gleich zu Anfange des zweiten Stückes höchst wahrscheinlich auf die Vorgänge, die in die letzten Tagen von Goethes Leipziger Aufenthalt spielten (August 1768). Daß Goethe zu der bekannten Stelle im Faust: „Mein Leipzig lob’ ich mir, es ist ein klein Paris und bildet seine Leute“ durch den ersten Satz des „Galanten Leipzig“ angeregt worden sei: „Die Zeit, die ich in Leipzig, welches man mit Grund der Wahrheit Paris im kleinen nennen kann, zugebracht habe, rechne ich zu

den vergnügtesten Tagen meines Lebens," ist oft behauptet worden. Es ist auch möglich, daß er das erste Stück des Buches noch als Student in die Hände bekommen hat. Dennoch braucht er den Ausdruck nicht daraus entlehnt zu haben, denn der war damals gewiß in Leipzig schon gäng und gäbe. \*)

Der Verfasser des Buches ist bekannt; unter dem Namen Ehrenhausen verbarz sich ein Leipziger Theolog und Mediziner: Johann Georg Friedrich Franz. Von ganz armer Herkunft — sein Vater war „Rehrmann" in der Paulinerkirche gewesen — hatte er erst Theologie studirt, war aber dann, weil er wegen seiner „schweren Aussprache" kein Amt bekam, zur Medizin übergegangen. Gestorben ist er 52jährig 1789 als Professor der Medizin an der Leipziger Universität. \*\*)

Ein paar Proben mögen Art und Ton des Buches veranschaulichen. Im dritten Stück beschreibt der Verfasser eins der damaligen Hauptgebäude der Universität, das „Schwarze Bret" auf der Ritterstraße, namentlich den Thorweg mit den vergitterten schwarzen Tafeln und ihrem mannichfaltigen Inhalt. Dann heißt es weiter: „An dem Eingange dieses schwarzen Bretes stehen fast beständig einige Männer und Weiber mit Körben, worinnen sich allerhand Gebackenes und Obst befindet. Es behaupten diese Leute nicht etwa deswegen diesen Posten, um ihre Ware zu verkaufen und Geld zu verdienen, sondern es geschieht dieses aus großer Vorsorge für das gemeine Beste. Man weiß, daß die Gelehrten bei ihrem Studieren und Nachdenken sehr oft Essen und Trinken vergessen und sich in Ansehung ihrer Gesundheit den größten Schaden zuzufügen pflegen. Um nun allen übeln Folgen, welche daher entstehen könnten, vorzubeugen, so befehligen sich diese Leute, die Studenten oft zu erinnern, etwas zu sich zu nehmen, damit sie nicht bei Anhörung eines dreiviertelständigen Vortrags gar zu sehr von Kräften kommen mögen."

Unter den zahlreichen Personen, die der Verfasser bei dem Besuch eines Vergnügungsgartens vor dem Petersthore kennen lernt, ist auch ein merkwürdiger Typus aus dem damaligen kirchlichen Leben Leipzigs, ein Überrest noch aus dem Mittelalter: ein Choralist der Nikolaiirche. Es war ein tabakrauchender, „langer, ansehnlicher Herr in einem braunen Kleide, der auf seinem Haupte einen große, dicke und weiße Perrücke hatte, die alle Augenblicke Sunge zu werfen drohte. Er hatte ein sehr ehrwürdiges Ansehen und eine majestätische Stimme, die in einen tiefen Baß fiel." Der Herr hat Theologie studirt, ist Janulus in einem vornehmen Hause, hat „einige hübsche Informationen,"

\*) In den 1785 erschienenen „Freien Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag" heißt gleich der erste Satz über Leipzig: „Ist ohnstreitig eine der schönsten Städte Deutschlands, sie wird daher immer (!) klein Paris genannt." Der Faust erschien erst 1790.

\*\*) Er hat ungeheuer viel geschrieben auf den verschiedensten Gebieten, Wissenschaftliches und Populäres; ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften in Ecks Leipziger gelehrtem Tagebuch (1789, S. 60).

d. h. er giebt Privatstunden, verwaltet, wie er selber sagt, in der Nikolaiſkirche das Amt eines Kaſtraten(!) und lauert nebenbei auf eine Pfarre. Auf die Frage, was denn ein Kaſtrat in Leipzig ſei, giebt er folgende Auskunft:

Es ſind einige Stipendia, welche der Rath zu vergeben hat. Diejenigen nun, welche das Glück haben, dieſe Stipendia zu bekommen, müſſen dafür in der Nikolaiſkirche die Horas canonicas halten und ſingen. Der gemeine Mann nennet uns Choralſtiſten, weil wir in dem hohen Chore ſtehen und unſre Stimmen erheben. Wir aber nennet uns Kaſtraten, weil wir mit den eigentlichen Kaſtraten einige Ähnlichkeit haben. Es iſt freilich dieſe Verrichtung mit einiger Unbequemlichkeit verbunden, denn wir ſind gehalten, des Sonntags ſehr früh zu erſcheinen. Wenn wir im Chore ſein, ſo müſſen wir ſchwarze Mäntel haben, die Unterkleider aber mögen ſein, wie ſie wollen. Dieſe Mäntel werden in der Kirche uns aufgehoben, und wir dürfen ſie alſo nur daſelbſt anlegen. Es ſind dieſelbigen nicht nur wegen ihrer bereits geleſteten Dienſte unanſehnlich geworden — man kann es aber doch noch genau erkennen, daß es ſchwarze Farbe geweſen iſt —, ſondern ſie können auch die Merkmale, daß ſie viel ausgeſtanden haben, aufweiſen. Hin und wieder werden Narben und Wunden angetroffen, und ſie ſehen zuweiſen beinahe ſo aus, als wie eine Fahne, welche in einem heftigen und hitzigen Gefechte vielen Kugeln den Durchmarſch verſtattet hat. Das allerſeltſamſte dabei iſt dieſes: wenn wir zur Winterzeit zuſammenkommen, da machen wir rechte Figur. Wir eilen in der Dunkelheit nach der Kirche und ſind zuweiſen nur zur Hälfte angezogen. Dieſe Eilfertigkeit iſt uns deßwegen nötig, damit wir nicht nach unſern Geſetzen geſtraft werden; es beſtehen aber unſre Strafen in lauter Geldbußen. Wir könnten auch in einem andern Verſtande Kaſtraten heißen, weil wir im eheloſen Stande leben. Doch dieſes muß ich noch erinnern, daß wir auch unſern Anführer haben, unter dem wir ſtehen, und deſſen Collegen und Gehülſen wir ſind. Es iſt derſelbige der Cantor auf der Nikolaiſchule, welcher aber das Vorrecht vor uns hat, daß er heirathen darf; ob er aber als Cantor oder als oberſter Kaſtrate auf die Heirath Anſpruch machen kann, davon iſt in unſern Geſetzen nichts aufgezeichnet.

Unter den Schilderungen, die der Verfaſſer von den geſellſchaftlichen Gebräuchen giebt, iſt gleich am Anfang folgende hübsche Beſchreibung, wie es damals in Leipzig bei Tiſche herging.

Nach mannichfaltigen Geſprächen wurde die Geſellſchaft eingeladen, ſich in ein andres Zimmer zur Tafel zu verfügen. Wir gingen dahin paarweiſe, je eine Mannſperſon und ein Frauenzimmer, welches an der Hand geführt wurde. Nun ſtellte ſich die ganze Geſellſchaft gleichſam in Schlachordnung, alle Heiterkeit war auf einmal von den Angeſichtern verjagt, man ſchlug die Augen nieder, man bewegte die Lippen, ohne einen Laut von ſich zu geben, man faltete die Hände, und plötzlich rief einer dem andern zu: Geſegnete Mahlzeit! Es kam mir faſt vor, als wann ſie alle auf einmal wie Maſchinen durch einen Faden in Bewegung geſetzt worden, dieſe Worte auszuſprechen. Nun ging der Krieg erſt an; niemand wollte den oberſten Platz einnehmen, biß endlich mein Hofmeiſter faſt von allen genöthigt ward, ſich auf den erſten Sitz zu ſetzen. Neben ihm ſaß eine Commiſſionsrätthin, alſdem ich, alſdem ein unverheirathetes Frauenzimmer, ein Doctor juris, wiederum ein Frauenzimmer uſw. Ich war von Herzen froh, daß dieſer Streit ohne Blutvergießen war beigelegt worden, und ich wünſchte nichts ſehnlicher, als daß ſich ja kein neuer Krieg entſpinnen möchte. Doch meine Wünſche waren vergebens,

bei dem ersten Gerichte ging es von neuem an. Mein Hofmeister bekam zuerst einen Teller mit Speise, den er seiner Nachbarin überreichte, die aber darwider protestirte und appellirte; er mußte ihn also behalten. Die Reihe kam auch an mich, ich folgte meinem Hofmeister nach und reichte meinen Teller der Frau Commissionsrätthin, diese weigerte sich heftig, ihn anzunehmen, und weil ich gar zu sehr in sie drang, so sagte sie endlich: Ich danke Ihnen unendlich, Herr Baron, ich habe bereits gesehen, was auf dem Teller ist. Hierauf wendete ich mich zu der Jungfer, die neben mir auf der andern Seite saß; auch hier ward mein Teller nicht angenommen, sondern sie ergriff meine andre Hand, druckte sie sanft und bat mich, sie zu verschonen. Indessen ward mein Teller so heiß, daß ich mir die Finger verbrannte. Diese Höflichkeitsbezeugungen dauerten bei allen Gerichten fort bis zum Ende. Bei dem Weine wurde jedem insbesondre seine Gesundheit getrunken, und es mußten solchergestalt alle Gäste die Musterung passiren. Nichts kam mir drolliger vor, als das öftere Kopfnicken zur Linken und zur Rechten. Dem es sah fast aus, als wenn alle Gäste heftige Verzückungen hätten.

Nach dem „Galanten Leipzig“ vergeht wieder über ein Jahrzehnt, ehe ein ähnliches Erzeugniß auftaucht. Aber in den achtziger und neunziger Jahren wachsen sie nun wie Pilze aus der Erde; eins folgt immer auf das andre und manchmal auch aus dem andern. Den Anfang macht 1784 das Buch: *Tableau von Leipzig im Jahre 1783*. Eine Skizze. *Exceptis excipiendis* (ohne Druckort, 192 Seiten 8°).

Das Buch ist eine Nachahmung, freilich eine recht dürftige Nachahmung von Louis Sébastien Merciers bekanntem *Tableau de Paris*, dessen erste zwei Bände — es wuchs allmählich bis auf zwölf — im Jahre 1781 erschienen waren. Wie sein Vorbild, so verteilt auch der Leipziger Verfasser den Stoff unter eine Menge von Stichwörtern in lauter kleine Kapitel. Solche Stichwörter sind z. B.: Luxus, Straßen, Häuser, *Esprit public*, Charakter des gemeinen Volks, Figur, Sprache, Ökonomie, Demoisellen, das schöne Geschlecht, Schriftsteller, Buchhändler, Kunstkenner, Perüquenmacher, Opernhaus, Advocaten, Sommerwohnungen, Apotheken, Degen, Meßzeit, Studenten, Prediger, Caffeehäuser, Bildergallerie, Feile Mädchens, Erziehung usw. Als Ganzes taugt das Buch nicht viel. In der Reihenfolge der Kapitel herrscht nicht die geringste Ordnung, alles geht bunt durch einander, es kommen Wiederholungen vor, die Ausführung ist ungleich, es kann kein Zweifel darüber sein, daß der Druck des Buches begonnen wurde, ehe das Manuskript vollständig vorlag. Nicht viel besser ist der Inhalt als Ganzes. Zwischen Kapitel, die nur auf Leipzig passen, sind andre geschoben, die gar nichts besonders Leipzigerisches haben, selbst ganz Fremdartiges ist hereingezogen worden, nur um den Band zu füllen. Die Schilderung ist sicher manchmal übertrieben, wie auch Lob und Tadel übertrieben sind, sodaß das Buch keine rechte Haltung hat. Aber viele Kapitel sind doch auch mit einer gewissen Sorgfalt gearbeitet und enthalten unzweifelhaft sehr wahre, richtig beobachtete, wenn auch etwas karrirte Schilderungen. Merkwürdigerweise scheint das Buch nicht be-

anstandet worden zu sein. Infolge dessen ist auch nichts über den Verfasser bekannt geworden.

Ein paar Proben auszuwählen ist nicht leicht, man möchte das halbe Buch abschreiben. Folgende zwei Kapitel stehen ziemlich am Anfang, unmittelbar hinter einander:

Charakter des gemeinen Volks. Seine Höflichkeit muß man erkaufen. Giebt man ihm Geschäfte, so nukt es jeden kleinen Vorteil der Betrügerei. Es ist so plump, daß es einem rund herausragt, es könne seine Arbeit anderer Orten bezahlt bekommen. Den Lohn, den es bekommt, zählt es vor des Gebers eignen Augen durch, und weigert sich so lange, ihn anzunehmen, bis man sagt, man gebe durchaus nicht mehr; dann sehen sie, daß es der Ort nicht ist, mehr zu expressen, und strafen ihren Wohlthäter mit Grobheit. Bei Fällen des Aufruhrs vermag es nichts, denn es ist zu schwach. Es berauscht sich gern in hitzigen Getränken und lästert bei einem Glas Branntwein alle Menschen, sich selbst nicht ausgenommen. Da ist keine Verordnung des Raths, die sie nicht begeiferten. Kriechen sie früh aus ihren Hütten, so legen sie ihr Gesicht in tropfige Falten, sie lassen sich um einen guten Preis zu jeder Niederträchtigkeit gebrauchen. Die Männer bekümmern sich nicht um die Weiber, und die Weiber fragen nichts nach ihren Kindern. Alle Wege zur Bildung sind ihnen abgeschnitten, das Schauspiel können sie ihrer Armut wegen nicht besuchen. \*) Reichthümer anderer Menschen, die ihnen immer in die Augen fallen, machen ihren Charakter ungestüm.\*\*\*) Aber unser Pöbel ist zu furchtsam, aus den Schranken seines drückenden Elendes herauszutreten und etwas anders zu thun, als insgeheim zu murren. Welche Laster hat nicht schon je die Armuth erzeugt, und die strenge Hand der Gerechtigkeit zieht selbst den Flor darüber, indem sie sich immer furchtbar gegen die Niedrigen, nachgebender gegen die Höhern zeigt, und des Pöbels größtes Vergnügen ist, sie heimlich zu berücken, wo es die Großen öffentlich thun. In den Vorstädten wimmelt es von solchen Dürftigen, und die Weiber und Töchter nehmen bei ihrem Elend eine weit fröhlichere Miene an als die Männer. Der Schatten, den ihre Hantierung giebt, ruht auf ihren Gesichtern; oder sind sie in einem hohen Alter, welches das fünfzigste Jahr ist, so scheint, als hätten sie sich auf einige Augenblicke aus den Gräbern herausgestohlen. Unter dem ganzen Haufen ist keine nervichte Gestalt, wie sie heutzutage nur noch ländliche Gegenden hervorbringen können. Kraftlosigkeit ist bei ihnen zu Hause. Wollust und hitzige Getränke stürzen sie ins frühe Grab und bringen in jeder Generation schwächere Menschen hervor. Man findet anderswo Pöbel, dessen Höflichkeit man der Intrigue wegen fürchten muß. Dies ist hier nicht der Fall. Plumpe Grobheit und niedriger Eigennutz sind so innig vereint, daß man nie Gefahr läuft, eins bei dem andern nicht zu sehen.

Figur. Das erste Studium junger Herren und Damen. Um bemerkt und für den Mann der feinsten Mode gehalten zu werden, trägt der Stutzer nicht nur das Kleid, sondern auch den Kopf nach der Mode. In einer gezwungenen Stellung sieht er sich bloß nach Leuten von Stande um, daher gewinnt es das Ansehen, als wollte er gar nicht bemerkt werden. Wird er gewahr, daß eine Dame hinter

\*) Eine bezeichnende Aeußerung für die damalige hohe Schätzung des Theaters als Bildungsanstalt.

\*\*\*) Und doch gab es damals noch keine Schausenster. Welchen verderblichen Einfluß hat dieser „Fortschritt“ gehabt!

dem Fenster lauscht, so ändert er seinen Gang, er zwingt sich in ein nachlässiges Betragen, will beschäftigt oder im Begriff, einem angesehenen Hause die Cour zu machen scheinen. Wer ihn nicht kennt, gegen den nimmt er das Air eines vornehmen Herkommens an. Begegnen sich zwei, die sich nicht kennen, so ist Gefahr, nicht zu scheitern. Scheitern heißt: die Überlegenheit des andern im stüßermäßigen Betragen fürchten und durch ängstliche Bescheidenheit sie zu erkennen geben. Sind beide in ihrer Kunst geübt, so streckt der eine im Vorbeigehen sogleich die Nase in die Höhe, wenn es der andre thut, beide sehen nach einer andern Gegend, vermeiden, daß sie sich nicht in Weg kommen und Gefahr laufen, einander mit Höflichkeit auszuweichen. Sollte dem einen etwas in die Augen fallen, das an dem andern nicht nach der Mode wär, so zeigt er in seiner Miene, daß er gewonnen Spiel hat, er fängt an, langsamer zu gehen, damit die Beobachtenden in Vergleichung beider Zeit haben, diesen Modedefler zu bemerken und ihn zu tadeln. Sind sie Freunde, die sich begegnen, so bleiben sie mitten auf der Straße stehen und fangen einen Discours an, schielen nach allen Fenstern, ob eine Dame auf sie Acht hat, und sollte dies sein, so verweilen sie um desto länger — spectentur ut ipsi. Sie machen sich einige niedliche Verbeugungen, verlassen sich, um sich wieder in einer andern Straße zu begegnen, und jeder von ihnen glaubt alle Herzen erobert zu haben. Lassen es ihre Geschäfte zu, so besuchen sie die Oper, applaudiren ohne Geschmack, schreien encora, und ohne Gefühl für die Musik und ohne den Text zu verstehen, lachen sie bei einer Posse, die der Schauspieler macht, überlaut; wenn dann in Gesellschaft eine Dame die gefühlvolle Arie, die gesungen wurde, lobt, so setzen sie hinzu: Ja, aber der Ponziani ist doch ein drolliger Mann. Im Concert\*) sitzen sie bei ein paar Damen, damit ihnen die Zeit nicht lang werde; ohne die Musik gehört zu haben, applaudiren sie länger als Leute, denen die Hände dann weythun, und ist's möglich, so reizen sie durch ihr Klatschen die Anwesenden zum nochmaligen Applaudiren, dann verstecken sie die Köpfe hinter die Damen und lachen, daß ihnen der Bauch weythut. Während der Pause laufen sie von Dame zu Dame, sagen jeder ein paar Wörtchen Unsinn, damit man sage: Sie sind ja auch da! und sehe, wie wohl gewählt das Herrchen sich gekleidet habe.

Ein Buch, das 1785 erschien: Freye Bemerkungen über Berlin, Leipzig und Prag, Original und Kopie (ebenfalls ohne Druckort), soll hier nur der Vollständigkeit wegen mit erwähnt werden, denn es ist in dem Teil über Leipzig (S. 89 bis 180) fast nichts, als eine dreiste Abschreiberei aus dem „Tableau“ und in den beiden andern Teilen wahrscheinlich ebenso dreist aus Büchern über Berlin und Prag abgeschrieben; eignes enthält es wenig.

(Fortsetzung folgt)

\*) Gemeint ist das Gewandhauskonzert.

